Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1897

63 (16.3.1897) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 62

Visual Library

Nr. 62. Karlsruhe, Dienstag, den 16. März 1897

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist untersagt

Wer? (24)

Kriminal-Roman von Ferdinand Runkel.

Bei einer Wendung des Weges, der in Zickzack-Linien, ähnlich wie der Fußpfad auf das Heidelberger Schloß, aufwärts strebte, sah man die Villa in einer respektablen Höhe von dem Berg herunter grüßen.

Richard meinte: „Das ist aber noch ein gutes Stück bis dort oben hin."

„Vierhundert Meter", erklärte Borgwart.

„Und die steigen Sie alle Tage?"

„Ach nein, ich habe es mir, wo ich mit geringen Anstrengungen imstande bin, täglich tausende von Gulden zu verdienen, so bequem als möglich eingerichtet, meinen Stall zu erreichen."

„Ich höre Stall", warf Traute mit einem Lächeln ein.

„Nun, man sagt doch so", erwiderte Borgwart belustigt.

„Ich dagegen meine", antwortete Traute, „zwischen Stall und diesem eleganten Wohnhaus giebt es noch recht angenehme Mittelstufen."

Jetzt hielt die Gesellschaft vor einem Felsenkeller. Ein gallonierter Diener öffnete das eisenbeschlagene Thor und die Drei traten in eine geräumige Halle, die wie ein Bahnhof aussah. Und wirklich standen auch zur Linken auf eisernen Schienen kleine Coupe's, in deren eines jetzt Borgwart seine Gäste einzutreten bat.

Richard sah sich erstaunt um:

„Was haben Sie denn hier gemacht?"

„Nun, ich sagte Ihnen ja, daß ich mir den Weg so bequem als möglich abgekürzt habe, eine kleine Zahnradbahn."

Kaum hatte die Gesellschaft Platz genommen und die Thür vorn geschlossen war, als sich der Wagen in Bewegung setzte, und nun wurde es einen Moment stockdunkel, man fuhr unter der Erde durch, dann aber flutete die helle Sonne Süd-Afrikas durch die geschliffenen Glasscheiben und ein Blick hinaus genügte dem Beschauer, sich zu informieren, daß er durch einen paradiesisch angelegten Bergpark fuhr.

Kaum fünf Minuten dauerte die Rutschpartie, dann hielt der Wagen an und man stieg vor dem Schlößchen, das sich nun als ganz respektaler Bau präsentierte, in's Freie.

Ein gewaltiges Bassin dehnte sich vor der Freitreppe aus und rauschende Wasserstürze ergossen sich von der Höhe in das schön eingefaßte Becken.

„Das ist mein Wasserreservoir", erklärte Borgwart, „damit erzeuge ich den hydraulischen Druck, um die Wagen in Bewegung zu setzen. Wie Sie sehen, hängen die Wagen an einem Draht, und während der eine mit Wasser beschwert nach unten fährt, zieht er den andern in die Höhe. Inzwischen wird unten das Wasser wieder abgelassen, durch ein Pumpwerk in jenem Turm, den Sie dort heraufragen sehen, hinaufgetrieben, um hier in diesen starken Sturzwellen wieder herunterzufallen. Das Wasser liefert mir der kleine, aber sehr tiefe Bergbach, den wir unten überschritten haben. Er gehört zum Stromgebiet des Klip River und ist von mir, damit er doch wenigstens einen Zweck hat, mit besten deutschen Gebirgsforellen bevölkert worden."

Als Richard dies alles sah, ballte er die Faust im Sack.

„Hier also", raunte er mit finster zusammengezogener Stirn seiner Braut zu, „hier also sind die Millionen Deines Onkels untergebracht. Nun, es wird hoffentlich nicht mehr lange dauern, und wir haben den Burschen fest."

„Schweig, um Gotteswillen, der Gauner wird schon aufmerksam!"

Wirklich beobachtete Borgwart scharf die Beiden, er spitzte die Ohren, um etwas von ihrem Gespräch zu vernehmen. Es schien auch, als ob ein leichter Schatten über sein Gesicht flog. Aber schnell zog er wieder die verbindliche Miene auf und geleitete seine Gäste über die Freitreppe nach dem Schloß. Göhring folgte den Beiden wie ein Hund. Sein scharfer Blick glitt mit Gedankenschnelle über alle Gegenstände und Personen, die ihm zu Gesicht kamen.

Borgwart schien sich bei diesem Polizeiblick nicht wohl zu fühlen, er meinte:

„Wollen Sie Ihren Diener nicht wegschicken?"

„Ach nein", antwortete Traute, „das ist so ein altes Inventar, das ich nicht gern von mir lasse. Ich brauche bald dies, bald das, und so habe ich ihn gleich zur Hand."

„Aber ich bitte, mein gnädiges Fräulein, dafür ist doch meine Dienerschaft da. Er kann in die Gesindestube gehen und sich dort ein wenig erfrischen."

Göhring machte eine devote Verbeugung, zuerst gegen Borgwart, dann trat er einen Schritt auf Traute zu und sagte laut:

„Haben das gnädige Fräulein noch Befehle für mich? Lassen Sie mich gehen", setzte er leise hinzu, „ich will kundschaften."

„Nein, mein lieber Olaf", — sie nannte ihn ihrer dänischen Abkunft entsprechend so — „Sie können gehen. Bevor wir nach der Stadt zurückfahren, lasse ich Sie rufen."

Göhring verschwand, er wandte sich aber nicht nach der Gesindestube, sondern eilte in fieberhafter Hast durch den Bergpark hinunter, um die Station der Niederländisch-Südafrikanischen Eisenbahn zu erreichen, von der er in einer halben Stunde nach dem Klip-Camp gelangen konnte, wo er sich über die Persönlichkeit Simon Lembachs versichern wollte.

— — — — — — — — — — — — —

Borgwart machte mit rührender Aufmerksamkeit gegen seine neuen Freunde die Honneurs. Es war noch ein anderer Herr aus Johannesburg angekommen, den der internationale Gauner als einen Freund, Mister Johnston, einen Yankee aus Minnesota, und sehr talentvollen Kaufmann vorstellte. Während die Vier durch den Park schritten, unterhielt sich Richard ange-

legentlich mit Mister Johnston; Borgwart mit Traute ging hinterher. Ihr liebenswürdiges Geplauder und ihr absichtlich kokettes Wesen hatten den in solchen Dingen recht wenig bewanderten Gauner vollkommen bestrickt und immer mehr wuchs in ihm der Gedanke auf, Traute zu besitzen. Nicht als Gattin, das lag ihm fern, an so etwas dachte sein praktischer Geist nicht, wenigstens jetzt noch nicht. Erst mußte er heraus haben, wer und was das dänische Geschwisterpaar vorstellte. Aber die ihn momentan mit fürchterlicher Gewalt packende Leidenschaft duldete keinen Aufschub, er wollte nicht warten, bis er seinem Verstande Genüge gethan hatte, um so mehr er im Wesen Trautes etwas zu bemerken glaubte, was ihm den schönsten Lohn verhieß. Ein solcher Lump ist ohne weiteres bereit, um seine Gier zu stillen, einen Mord zu begehen, und fortwährend schossen ihm schon Pläne durch den Kopf, wie er den Bruder beseitigen könnte.

Wenn er aber die breitschulterige, hohe Gestalt des voranschreitenden Richard in's Auge faßte, überkam ihn eine gewisse Angst. Er sah ein, daß er dem starken Manne in persönlichem Kampf nicht gewachsen wäre. Andere Mächte mußten gegen diesen in's Feld geführt werden, und über solche verfügte Borgwart in ausreichendem Maße. Hatte er doch seine Villa eigentlich nur zu dem Zwecke angelegt, um allzu lästige Freunde aus dem Wege zu räumen.

Mittlerweile war es Diner-Zeit geworden. Ein Domestike kam und meldete, daß serviert sei. Borgwart machte mit seiner Gesellschaft kehrt und geleitete sie nach dem Schlößchen.

In dem geräumigen Speisesaal, der mit allem Luxus europäischer Weltstädte ausgeschmückt war, stand die Tafel gedeckt, klein, aber mit intimen Reizen. Die Vier nahmen Platz und überließen sich den Freuden des opulenten Mahles. Besonders die Weine sprachen sehr an, und Richard, der in seiner Gutmütigkeit noch nicht das Geringste von Borgwarts Tücken ahnte, sprach der Flasche reichlicher zu, als er es sonst gewöhnt war und es der Charakter des Klimas eigentlich erlaubte. Borgwart zeigte sich außerordentlich aufgelegt. Er spielte den angenehmen Schwerenöter, erzählte einen Scherz über den anderen, wobei er aber die Allüren des gebildeten Mannes stets beibehielt. Man merkte ihm an, daß er gewöhnt war, sich in guter Gesellschaft zu bewegen.

Traute führte ihre Rolle mit glänzendem Geschick durch, und Richard, der schon anfänglich kleine Anfälle von Eifersucht bekommen hatte, vergaß sich infolge des reichlich genossenen Sekts einmal so, daß er der Braut zurief:

„Aber Traute! Was soll denn Herr Borgwart von Dir denken?"

„Ach, lassen Sie doch", antwortete dieser, „Sie müssen nicht so streng mit Ihrer Schwester sein. Ich glaube, wir finden beide an einander Gefallen, und wenn das gnädige Fräulein mich nicht gerade zu abscheulich findet, so kann sie durch einen kleinen Goldreif Borgwarts Castle für immer an sich fesseln."

Traute lächelte kokett.

„Sie gehen aber energisch auf Ihr Ziel los, Herr Kommerzienrat."

Sie bespöttelte den Banquier jetzt etwas mit diesem Titel, er nahm es aber für Ernst und sagte:

„Leider, mein gnädiges Fräulein, verleiht die hiesige Regierung derartige Titel nicht, sonst hätte man ihn mir wohl schon längst gegeben.

„Gauner", knirschte Richard im Stillen.

„Daß ich auf mein Ziel schnell losgehe, darf Sie nicht verwundern. Ich bin mit den guten Formen des europäischen Gesellschaftslebens nicht mehr so vertraut, und ein afrikanischer Kaufmann überschaut seine Chancen und stellt seinen Preis."

„So glauben Sie also, daß Ihre Chancen gut stehen?" meinte Traute.

„Ich hoffe es wenigstens," entgegnete er und hob den Sektkelch, mit der jungen Dame anzustoßen.

Traute warf ihm einen glühenden Blick zu und rief ausgelassen:

„Ich trinke auf die Erfüllung aller Ihrer Wünsche!"

„Und unserer", polterte Richard und ein finsterer Schatten flog über sein schönes, männliches Gesicht.

Beide Männer maßen sich blitzschnell mit einem Blick, aus dem gegenseitige unversöhnliche Feindschaft sprach.

„Und was sind Ihre Wünsche?" fragte Borgwart.

„Einen Gauner in die Falle zu locken."

Kaum war das Wort ausgesprochen, als Richard merkte, daß ihm der Geist des Weines einen schlimmen Streich gespielt hatte. Eifersucht, Zorn und 1½ Flaschen Sekt hatten ihn die Vorsicht vergessen lassen. Er beobachtete auch sofort die Wirkung seines Wortes. Auf einen fast unmerklichen Wink des Schloßherrn erhob sich Mr. Johnston und ging hinaus. Es dauerte zwar nicht lange, so kehrte er zurück, aber Richard, der gespannt an den Augen den Yankees hing, entging es nicht, daß er mit Borgwart einen schnellen Blick des Einverständnisses gewechselt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

8. Spiegelbilder aus der „guten alten Zeit".

10. Der Aberglauben.

Auch gegen den Aberglauben seiner Zeit ist sein Kampf gerichtet. Der ist ein Narr, der mehr verheißt, als er in seinem Vermögen weiß, sagt Brant, d. h. wer mehr verspricht, als er thun kann oder zu thun den Mut hat. Der ist ein Thor, der aus den Sternen und Planeten die Zukunft ergründen will, der meint, der Menschen Schicksal sei in den Sternen geschrieben, hänge von dem Planeten ab, der in der Geburtsstunde am Himmel leuchtet; ein Narr ist, der meint, man müsse jedes wichtige Unternehmen nach dem Stand der Gestirne regeln: Kauf und Verkauf, Bauen, Krieg und Hochzeit, sogar die Knüpfung der Freundschaftsbündnisse; Thorheit ist der Glaube an Unglückstage. Wer an Neujahr nichts zu schicken hat, der meint, das ganze Jahr werde nicht gut; wer an diesem Tag kein grünes Reis auf das Dach stecken kann, meint, er lebe das Jahr nicht aus. Man läßt sich Wahrsagen und schaut auf Vogelzeichen, glaubt an Amulette, hält sich Traumbücher, schreibt der Mitternachtsstunde besondere Wirkungen zu und hält sich an die schwarze Kunst. Aus den Gestirnen prophezeit man Glück und Unglück, Gesundheit und Krankheit, Rede und Rat.

Viel Praktik, d. i. Wetterprophezeiungen, und weissagende Kunst geht jetzt auch aus der Drucker Gunst hervor; denn die drucken alles, was man bringt, und statt die Leute auzuklären, helfen sie durch ihre Kalenderregeln nur zur Verbreitung des Aberglaubens. Das geht alles ohne Strafe hin; denn die Welt will betrogen sein.

Der Aberglaube bringt aber dem gemeinen Manne Schaden: man prophezeit ihm, es komme eine Krankheit des Viehes, Korn und Wein verderben, und er verkauft die Ware billig; man sagt ihm Schnee und Regen, Sonnenschein und Wind voraus, und er ist betrogen, wenn er sich darnach richtet. Man verkündet teuere Zeit, der Bauer hält mit dem Verkauf von Wein und Korn zurück und ist getäuscht. So verlassen sich die Leute nicht mehr auf ihren gesunden Verstand, sondern folgen dem blinden Aberglauben und gehen irr. Seit der Glaube an Gott erloschen ist, sucht man des Teufels Kunst.

11. Das Vaterland.

Brant, der Freund seines Volkes, das er glücklich sehen will, der treue Sohn seiner Kirche, deren Mängel er aber nicht übersieht und die er geläutert wissen will, ist auch ein eifriger Patriot, der sein deutsches Vaterland groß und mächtig haben möchte. Das Bild, das er vom damaligen Reich entwirft und die Wünsche, die er für dessen Gedeihen hegt, sind auch heute noch der Beachtung wert.

Vormals, sagt er, war die Christenheit und der Christenglaube groß in Asien und Europa; jetzt haben die Türken alles genommen und zerstört, in Europa sind Reiche gesunken, Länder verloren gegangen, Städte vernichtet worden. Der Feind steht überall an den Grenzen und Deutschland schläft. Wir gleichen Ochsen, von denen einer dem andern zuschaute, wie ihn der Wolf zerriß, bis die Reihe auch an ihn kam. Der Feind hat überallhin den Kriegsbrand getragen; aber jeder Deutsche fühlt nur an seine Wand und Mauer, ob sie noch kalt sei, statt mit dem Nachbar zusammenzustehen und den Feind zu vertreiben, Zwietracht und Widerspenstigkeit zu zerstören. Die christlichen Reiche lassen viel Christenblut vergießen. Jeder denkt nach dem Grundsatze: „Nach mir die Sintflut."

Jeder Fürst ist unzufrieden, wenn er seine Macht nicht auf Kosten des heiligen römischen Reiches vergrößern kann; jeder Fürst rupft so der Gans eine Feder aus, bis sie „blutt und bloß" ist. So wird das Reich unaufhörlich geschwächt. Auch bei den Wahlen neuer Kaiser giebt es keine Besserung; denn die Fürsten und Geistlichen verpflichten den zu wählenden Kaiser in den sogen. Wahlkapitulationen, alles beim Alten zu lassen. So wird das Ansehen des Reiches immer weniger. Brant mahnt darum zur Einigkeit; denn ein jedes Ding habe mehr Stärkung, wenn es als gesammelte Einheit dasteht. Einhellige Gesinnung ist ein Segen in jeder Gemeinschaft, die Vorbedingung jeden Gedeihens; Mißhelligkeit und Zwietracht zerstören die größten Dinge. Früher war der deutsche Name hochgeehrt in aller Welt, sein Ruhm erwarb ihm das Kaisertum; jetzt aber geben sich die Deutschen alle Mühe, ihr Reich wieder zu zerstören; sie gleichen den Pferden, die, um das

Gestüte zu verderben, sich gegenseitig oder selbst die Schwänze abfressen.

Steht zusammen, ruft er aus, ihr Könige und Herren, ihr Länder und Städte, solche Schande abzuwehren; dann kann's immer noch gut werden. Ihr habt einen ritterlichen König, den Kaiser Maximilian, der zwingt alle Lande, wenn ihr ihm zur Seite steht. Wacht auf, ihr Deutschen! Gleichet nicht dem Schiffer, der auf dem Meere schläft, oder den Schiffleuten, die während des Sturmes uneinig sind und streiten; ehe sie wieder einig sind, sitzt die Galere auf dem Grunde. Gleichet nicht dem Hunde, der nicht bellt, wenn der Dieb einbricht; gleichet nicht dem schlafenden Wächter. Erwacht aus Euren Träumen, suchet des Reiches Ehre, nicht Euren Nutzen allein; dann bin ich meiner Sorgen ledig und der Sieg wird unser sein in kurzer Zeit. Wer aber meine Worte nicht achtet, dem setze ich die Narrenkappe auf.

In der Wiedererweckung einer recht christlichen Gesinnung und in der Erstarkung des Deutschen Reiches sehen also die Sittenprediger um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts das Heil des deutschen Volkes. Die Sorge für das irdische und das ewige Gut muß in vernünftiger Weise Hand in Hand gehen und die richtige Pflege finden; dann steht es gut mit jedem Einzelnen und mit dem ganzen deutschen Volke. Dies spricht auch Murner aus in den einfach schönen Versen:

„Den halt ich für ein wisen man,
Der gott zu kirchen dienen kann
Und uß der kirchen auch der Welt,
Wie sich die sachen selber stellt.
Der himmel und das erderich (Erdreich)
Sind verknüpfet zamen (zusammen) glich,
Das eins nüt on das ander ist;
Darum zu beiden du dich rist (rüste)
Und halt ein jedes für sin wert (seinen Wert)
Und nit den himmel für die erd. (Erde)
Das erdrich ist zergenglich gut,
Der himmel ewig bliben tut.

Ein sensationeller Giftmischerprozeß.

Budapest, im März. In dem gottgesegneten ungarischen Tieflande, im Alföld, wo der Boden hundertfältige Frucht trägt, hat nicht nur der umsturzsüchtige Agrarsozialismus seinen Sitz aufgeschlagen, sondern es ist, wohl auch unter den Einwirkungen der sozialen und wirtschaftlichen Uebelstände, in den breiten Schichten des Volkes eine sittliche Verwilderung eingerissen, welche geradezu erschreckend erscheint. Ein Beispiel dieser moralischen Verworfenheit bietet jener sensationelle Giftmischerprozeß, der am 16. d. M. vor den Schranken des kgl. Strafgerichtshofs zu Szegedin zur Verhandlung gelangt. Diese Verhandlung wird geraume Zeit in Anspruch nehmen; denn außer den 7 Angeklagten kommen noch über 200 Zeugen zum Verhör, um in einem der entsetzlichsten Strafprozesse Licht und Wahrheit an den Tag zu bringen. Der Ort der strafgerichtlichen Schlußverhandlung ist die aus agrarsozialistischen Umtrieben und Unruhen bekannte südungarische Bauernstadt Hód-Mező-Vasarhely; denn sie war der Schauplatz der Verbrechen und ihr gehören die Urheber und Thäter dieser Schreckensthaten an.

Fünf Weiber und zwei Männer sind des Vater-, Mutter-, Bruder- und Gattenmordes beschuldigt; Monate, ja Jahre hindurch wurden die Pläne gesponnen, auf welche Weise man straflos und um materieller Vorteile willen durch tötendes Gift das Leben dieser nächsten Anverwandten gewaltsam vernichten könne. Jeder einzelne Fall dieser Verbrechen ist ein fertiger Schauerroman, voll der unglaublichsten Entsetzlichkeiten. Die armen Opfer winden sich in ihren Schmerzen und die Giftmischer reichen ihnen das Gift, welches die Kranken hastig ergreifen und hinabschlingen, in der Hoffnung, dadurch Linderung ihrer Qualen zu erlangen. Die lauernden Verbrecher aber beobachten kaltblütig die zerstörenden Wirkungen des mit der ärztlich verordneten Arznei absichtlich vertauschten Giftes. Denn es sind schlaue Mörder; sie versäumen in keinem Fall die Berufung des Arztes, lassen dem Kranken das heilende Mittel verschreiben, freilich ohne es ihm zu geben, statt dessen erhält das Todesopfer den Gifttrank oder das tödliche „weiße Pulver".

Und diese Verbrechen werden von einer Person geleitet, werden systematisch, geschäftsmäßig betrieben, nicht erst seit heute und gestern, sondern seit Jahren, seit Dezennien. Die Urheberin all dieser Schändlichkeiten, der Mittelpunkt dieser Verbrechen war ein Weib, eine Hebamme, die das Gift herstellte, und es unter Anweisung über dessen Verwendung verkaufte. Dieses Scheusal ist die Witwe Alexander Aracsi, geborene Marie Jager von Szala, ein Weib von 62 Jahren, das seit 40 Jahren in Hód-Mező-Vasarhely das Hebammengeschäft betreibt und in dieser Eigenschaft auch in besseren Familien der Stadt Verwendung gefunden hat. Daneben aber beschäftigte sich Aracsi-Jager viel lieber mit der Kurpfuscherei und Giftmischerei; dieses Geschäft war einträglicher als die Geburtshilfe. Wie lange dieses Weib diese Verbrechen begangen und wie zahlreich die Opfer sind, welche sie durch Gift getötet hat, läßt sich nicht bestimmen. Ihr Giftmischerhandwerk kam erst in jüngster Zeit an den Tag. Sie hatte dabei ein förmliches System eingerichtet, wobei sie ebenso auf die dort vorhandenen gesellschaftlichen und administrativen Zustände, wie auf die Sanitätsgesetze und auf die pathologischen Wirkungen ihrer Gifte Rücksicht nahm. Dem Specialbericht eines ungarischen Tageblattes entnehmen wir hierüber Folgendes:

In Hód-Mező-Vasarhely bestehen 21 Leichenbestattungsvereine, welche beim Ableben eines ihrer Mitglieder den Hinterbliebenen desselben kleinere oder größere Beträge ausbezahlen. Wenn daher jemand in 10—12 solcher Leichenvereine als Mitglied eingetragen ist, so erhalten seine Hinterbliebenen bei seinem Tode oft 5—600 Gulden. Das war der verlockende Gewinn, um dessentwillen der Tod des Betreffenden herbeigeführt werden mußte, doch auf eine Art, daß kein Verdacht erregt wurde. Demzufolge hatte Aracsi-Jager ihren Klienten jedesmal strengstens aufgetragen, daß sie, wo nur möglich, den Zeitpunkt abwarten sollten, bis der Todeskandidat irgendwie von selbst erkrankte, dann sollte der Arzt gerufen und die von diesem verschriebene Arznei besorgt werden; an Stelle der Medizin möge man aber dann in den von der Giftmischerin bestimmten Dosen das Gift dem Kranken verabreichen. Die Giftdosis für ein Menschenleben verkaufte Aracsi-Jager für 5—6 Gulden. Ein Zufall, dessen nähere Umstände erst die Schlußverhandlung und das Zeugenverhör nach allen Seiten hin aufdecken wird, führte im Herbst 1895 zur Entdeckung dieser verbrecherischen Umtriebe und zur Verhaftung der Giftmischerin Aracsi-Jager und 7 ihrer Verbrechensgenossen, von denen jedoch einer während der Untersuchung im Kerker starb, so daß am 16. d. M. außer der Giftmischerin noch 4 Weiber und 2 Männer vor dem Strafgericht erscheinen werden.

Die Witwen Michael Juri und Franz Ban haben ihre Gatten mit dem Gift der Aracsi-Jager aus der Welt geschafft; die Juri hat überdies ihre Mutter und ihre Schwester ermordet. Die im Kerker verstorbene Guljas und deren ebenfalls verhafteter Gatte Samuel Guljas haben ihre bei zwölf Leichenbestattungsvereinen versicherte Dienstmagd durch Arsenik ums Leben gebracht. Der Angeklagte Johann Horváth ist beschuldigt, mit Hilfe seiner Frau seinen Vater und seine Mutter und als Dritte auch noch seine Schuldgenossin, seine Frau, vergiftet zu haben. Und ähnliche Thaten konnten jahrelang unbeachtet und ungestraft verübt werden! Besonders auffällig ist der Cynismus, die fühllose Gleichgiltigkeit, womit namentlich die verbrecherischen Weiber ihre Mordthaten erzählen. Es mangelt diesen Verworfenen jedes Gefühl von Reue, von Gewissenspein: „Wir haben den armen Kranken das „weiße Pulver" der Aracsi-Jager eingegeben: wir wußten, daß sie sterben werden, denn die Jager Marie hat uns den Tag des Todes vorausgesagt; wir hatten ja den Arzt gerufen und dieser dem Kranken die Arznei ordentlich verschrieben." In solch gleichgiltiger Weise berichten diese Scheusale über ihre Schandthaten.

Der Prozeß erregt allenthalben das berechtigtste Aufsehen; denn er enthüllt zugleich die erbärmlichsten Verwaltungs- und Sanitäts-Polizeizustände. Hód-Mező-Vasarhely zählt über 50 000 Einwohner und zeigt nach diesem Prozesse ganz unglaubliche Dinge in der Leitung der dortigen öffentlichen Angelegenheiten. Möge der Prozeß endlich auch dazu veranlassen, daß man den tieferliegenden Gründen einer solchen moralischen Verworfenheit nachgeht und das Uebel in seinen Wurzeln auszurotten sich bemühe! (Allg. Ztg.)

Ein Franzose über einen Deutschen.

In Paris hat der französische Afrikaforscher Schifflieutenant Hourst sich in einem vor einer großen Versammlung gehaltenen Vortrag außerordentlich anerkennend über den bekannten deutschen Afrikaforscher Heinrich Barth ausgesprochen, der anfangs der 50er Jahre im Innern von Nordafrika in Gebiete vordrang, die vor ihm noch kein Europäer betreten hatte. Hourst erzählte, gleich zu Beginn seiner Reise sei es ihm aufgefallen, wie lebendig sich überall das Andenken Barths erhalten habe. Er müsse den dortigen Völkern als eine Art höheren Wesens erschienen sein, sonst konnte sich sein Name in Gegenden, wo nur mündliche Ueberlieferungen herrschen, nicht eine solche Macht bewahrt haben. Hourst selbst kam daher bald auf die Idee, sich als einen Neffen Barths auszugeben. Er erzählte den Häuptlingen Einzelheiten aus Barths Reisen und hatte besonderes Glück damit, daß er ihnen den Namen von Barths Köchin nannte, deren man sich ebenfalls noch erinnerte. Dank dieser List fand der Reisende überall die beste Aufnahme und er stattete jetzt den Manen Barths seinen Dank in folgenden Worten ab: „Es ist meine Pflicht, Barth meine Huldigung darzubringen; es ist meine Pflicht, sein Andenken zu preisen, das er in den von ihm bereisten Ländern zurückgelassen hat. Welch' ein Charakter muß er gewesen sein, daß beinahe 40 Jahre nach seinen Reisen sein Name noch immer so großen Klang dort hat! Welche Eigenschaften des Herzens müssen ihn ausgezeichnet haben, daß man sich seiner dort noch mit Liebe und Ehrfurcht erinnert und sein Gedächtnis den zweiten Europäer beschützte, der nach ihm gekommen war. Man wird vielleicht ohne

große Mühe hier und da manchen Irrtum und manchen Fehler in seinen Büchern feststellen können; aber es gilt vor allem diesem seltenen Manne — mag er auch einem Volke entstammen, das unser Nebenbuhler ist — Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich möchte wünschen, daß man in Frankreich solche Forschungsreisende wie Barth fände. Wahrlich man kann nicht sagen, daß solch ein Reisender dieser oder jener Nation angehört — nein er ist ein Sendbote der Menschheit und der Menschlichkeit." — Diese Worte wurden von der zahlreichen Versammlung mit stürmischem Beifall aufgenommen.

Verschiedenes.

Anonyme Briefe. Aus Köln wird gemeldet: In letzter Zeit befanden sich hochstehende Kreise in gewaltiger Aufregung infolge fortgesetzter anonymer, den Ehefrieden trübender Briefe, sodaß die Tagesblätter unaufhaltsam zur Ermittelung des Briefschreibers aufforderten und tausende Mark Belohnung in großen Anzeigen demjenigen versprachen, der den Briefschreiber entlarve. Nunmehr ist ermittelt worden, daß eine hochangesehene Dame die Briefe geschrieben habe; sie soll angeblich morphiumsüchtig sein und bereits eine Heilanstalt im Ahrthal aufgesucht haben.

Ozon auf dem Mont Blanc. Die Chemiker-Zeitung berichtet über die Sitzung der Académie des sciences in Paris vom 1. d. M.: Maurice de Thierry referiert über die Bestimmung des atmosphärischen Ozons auf dem Mont Blanc. Während seines Aufenthaltes auf dem Mont Blanc wurde der Beobachter durch die Schnelligkeit überrascht, mit welcher Ozonpapier (Jodkaliumstärkepapier) und rotes Lakmuspapier, imprägniert mit Jodkalium, welche der Luft auf der Plattform des Observatoriums in 4812 m Höhe ausgesetzt wurden, die dunkelviolette bezw. blaue Färbung annahmen. Er stellte nun in verschiedenen Höhen Beobachtungen an und fand, daß z. B. in Chamonix (1050 m) 100 ccm Luft 3,5 mg Ozon, auf den Grands-Mulets (3020 m) 9,4 mg Ozon enthielten, d. h. nahezu 4mal so viel als in Paris. Die Menge Ozon wachse also mit der Höhe.

In der Londoner Heilsarmee ist ein Aufstand gegen die Willkür-Herrschaft der Dynastie „Booth" ausgebrochen. Man kann sich im Grunde nur darüber wundern, daß das nicht schon früher geschehen ist. Denn die dienenden Brüder der Heilsarmee erhalten gar zu spärliche Brosamen. Auch bei den Korps der Heilsarmee gilt die Vorschrift, daß der Krieg den Krieg erhalten muß. Die einzelnen Korps müssen sogar noch Geld an das Hauptquartier abführen. Im Ganzen sollen in der vergangenen Woche 250 Heilskrieger den Boothschen Dienst verlassen haben. Es befinden sich darunter 1 Kommissar, 1 Oberst, 2 Brigadiers, 3 Majore und eine ganze Menge Stabskapitäne.

Humoristisches.

Zeitungshumor. Der „Bergedorfer Zeitung" (Nr. 52) wird aus Altengamme geschrieben: „Ein seltenes und eigenartiges Jubiläum steht uns bevor. Am 7. März werden es 25 Jahre, daß Frau Ohl die Schule bei der Kirche gereinigt hat." Dann ist es hohe Zeit, daß Frau Ohl die Schule wieder einmal gründlich rein macht. — Im „Berl. Lok.-Anz." (Nr. 103) erklärt eine Frau Rothmann: „Die schändlichen Verleumdungen und die Ehre gänzlich abgeschnittenen, schweren Beleidigungen, die ich gegen Nachbarsleute von der Frau Louise Madronski ausgesprochen habe, sage ich hiermit jedermann, daß ich die Unwahrheit gesagt habe und erkläre dieselbe für eine ehrenhafte und anständige Frau und nehme es hierdurch reuevoll zurück." Dem Stil nach zu urteilen, hat Frau Rothmann sich ihre Ehrenerklärung von einem Zeitungsreporter aufsetzen lassen. — Nach der „Koblenzer Ztg." vom 3. März ist in der Note, welche die Großmächte an Griechenland gerichtet haben, gesagt, „daß im Falle einer Weigerung die Mächte unwiderruflich entschlossen sind, vor einem Zwangsmittel zurückzuschrecken." Die „Kobl. Ztg." ist offenbar allein im Besitz des richtigen Wortlautes der Note gewesen. — Dem „Oberl. Boten" wird aus Brombach vom 2. März berichtet: „Der diesjährige Bienenzuchtlehrkurs wird vom 11. bis 22. Mai hier stattfinden. Während des zweiten Teils des Kurses wird Herr Pfarrer Gerstung Vorträge über die organische Auffassung des Biens halten." Das ist nicht so drollig, wie es Ihnen klingt. „Der Bien" bedeutet mundartlich Bienenstock oder Bienenschwarm.

(Aus dem Briefkasten des „Kladderadatsch.)

Moderne Auffassung. Lehrer: „. . . An den Höfen war vor Zeiten überdies noch eigens eine Person angestellt, welche die Aufgabe hatte, sämtliche Speisen, ehe sie dem Herrscher gereicht wurden, vorher zu probieren! Weiß jemand, wie man diese hieß?" Schüler (Sohn eines Arztes): „Versuchskaninchen!"

Bezeichnend. Aurelie (zu ihrer älteren Schwester, welche die Verlobungs-Anzeigen durchsieht): „Ist die heutige Verlust-Liste groß, Helene?"

Im Zorn. Rentier (zum Maler): „Bitte, malen Sie mir meine Frau — aber nicht geschmeichelt! . . Sie soll 'mal sehen, wie sie ausschaut!" (Fl. Bl.)

O weh!

Als junger Student, von der Heimat entfernt,
Hatt' ich ein lieb Mädel kennen gelernt,
Mit Bäcklein, so frisch, wie die Rose im Tau,
Mit goldblonden Flechten und Aeuglein so blau.
Wir hatten uns gern; doch war es mehr Spiel,
Von Liebe wußten wir beide nicht viel.
Es war mehr ein kindliches, neckisches Tändeln,
Ein Scherzen und Haschen, ein Streiten und Händeln.
— So verging uns die Zeit, wir merkten es kaum,
Uns war dies alles ein seliger Traum,
Bis plötzlich die Mutter der Kleinen, verblendet
Das süße Träumen uns jäh beendet.
Sie sprach von Verlobung. Zu ernst sei das Leben,
Mit Kindereien sich abzugeben. —
Was nützte mein Flehen, mein Appellieren!
„Ich würde sie ewig kompromittieren,
Das heimlich Gethue, die Maskeraden
Müßten dem Rufe des Töchterleins schaden." —
O weh, o weh! Ich ließ mich bereden,
„Denn Grethchen möchte der Schmerz sonst töten"
So seufzte die Alte. Ich ließ mich fangen,
Bin wie ein Gimpel ins Netz gegangen.
— Erst zwanzig Jahre! Und schon an Füßen
Und Händen gekettet mit Fesseln, so süßen
Und doch so bittern. Denn, ach, verloren
Ist die holde Freiheit, der einst ich geschworen
Und während die Freunde die Jugend kosten,
Aus ewig quellendem Borne schlürfen,
Sich ihres Lebens noch freuen dürfen,
Muß ich als Ehemann schon verrosten.
Darf nicht mehr zu netten Mädchen wallen,
Fein sittsam geh' ich am Arm der Einen, —
O weh, o weh! Fast will's mir scheinen,
Als wär ich gründlich hereingefallen!

K. Sch.

Litterarisches.

— Aus Anlaß des 100jährigen Geburtstages Kaiser Wilhelms I. hat der Kunstverlag von H. Preiß in Berlin ein sehr hübsches Erinnerungsbild ausgegeben: „Die Wachtparade z. Zt. Kaiser Wilhelms I." Am historischen Eckfenster steht der greise Kaiser Wilhelm und während die Grenadiere vorüberziehen, bricht die zahlreiche, vor dem kgl. Palais versammelte Menschenmenge in jubelnde Hochrufe auf den geliebten Kaiser aus. Wer zur Zeit Kaiser Wilhelms I. je einmal in Berlin war, der ist auch einmal zur Paradezeit unter dieser Menge gestanden und hat mitgejubelt. Allen diesen wird das Erinnerungsblatt eine hochwillkommene Gabe sein. Dasselbe hat eine Bildgröße von 57×35 cm und kostet 15 M.

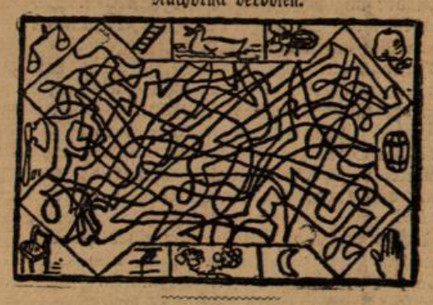
— R. van der Borght, Prof. Dr. Die Haftpflicht der gewerblichen Unternehmer in Deutschland. 1897. Siemenroth u. Troschel, Berlin. Preis 1 M. Durch umfangreiche Erhebungen, die von dem „Deutschen Haftpflicht-Schutzverband" im Laufe des verflossenen Jahres durch Vermittelung der Berufsgenossenschaften angestellt worden sind, ist ein zuverlässiges Material über den Umfang und die thatsächliche Bedeutung der neben der staatlichen Unfallversicherung noch bestehenden Haftpflicht gesammelt worden, welches in der obigen Schrift gründlich und nach allen Richtungen hin wissenschaftlich bearbeitet wird.

— Besoldungs-Tafeln für die höheren, mittleren und unteren Beamten des Deutschen Reiches und des preußischen Staates. Berlin 1897. Siemenroth u. Troschel. Preis 1.50 M. Gerade in dem Zeitpunkt, wo der neue Etat für das Reich sowohl als für Preußen wesentliche Aenderungen in den Besoldungen sämtlicher Beamten bringt, kommt die vorgenannte Zusammenstellung der Gehaltsstufen für sämtliche Beamte sehr gelegen.

Irrgartenrebus.

(Die Anfangsbuchstaben werden verbunden, wie die Linien gehen.)

Nachdruck verboten.



Denksprüche.

Wenn dem Menschen nicht immer etwas teurer ist als das Leben, so ist das Leben nicht viel wert. Seume.

* * *

Wer gern verliert sein eig'nes Leben
In Lieb' und Treu',
Dem wird es tausendfach gegeben
Und stündlich neu.

Verantwortliche Redaktion: Otto Reuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Hirschstraße.